

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Ettlinger Zeitung. 1949-1973 1952

255 (31.10.1952) Der Sonntag

Der Sonntag

„Wie sind Bettler, das ist wahr...“

Ein Wort zum Reformationstag / Von J. Baudis

Am dem Tag, da Christus wieder kommt, wird wahrscheinlich in den Zeitungen, die am Bahnhof verkauft werden, nichts von seiner Wiederkunft stehen. Für einen Christen sind ja die Tageszeitungen nicht maßgeblich für sein Tiefstes und Innerstes, sondern allein Gottes heiliges Wort. Und in dem steht viel von der Wiederkunft Christi. Von daher erhält die Welt mit ihren Ercheinungen und Gegenheiten den Charakter der Vorläufigkeit. Wenn also ein Christ z. B. Politiker ist, wird er seinen Beruf sehr ernst nehmen, wird aber wissen, daß er nicht „für die Ewigkeit“ zu planen und zu schaffen hat, sondern daß es nur gilt, in dieser Zeit „vorläufig“ das möglichst Beste für seine Stadt oder seinen Staat zu tun.

Es ist gewiß nicht belanglos für uns, welcher Konfession wir angehören und wir dürfen uns nicht so erhaben, eine Stellung hoch über den Konfessionen einzunehmen. Ein „neutrales Christentum“ gibt es nicht. Man kann entweder katholisch oder evangelisch, aber „allgemein-christlich“ kann man nicht sein. Es ist unser Schicksal, daß wir entweder in eine evangelische oder katholische Familie hineingegeben wurden und in die katholische oder evangelische Kirche hineingetaucht wurden. Und es ist tröstlich in unserer Gegenwart, daß beide Kirchen diesen Zustand der Spaltung nicht so einfach als Gegebenheit hinnehmen, sondern daß sie beide schwer daran tragen. Aber wir können uns dessen trösten, daß auch dieses Schicksal zur Vorläufigkeit dieser Welt gehört und nicht bis in die Ewigkeit hinein verlängert sein wird.

Heute sind Katholiken und Protestanten gemeinsam von einer Welt umgeben, die im Begriffe steht, sich von Gott und Jesus Christus abzuwenden. Dieser Welt sind wir unser Zeugnis und Bekenntnis schuldig. Und zu diesem Zeugnis gehört auch der Beweis der Brüderlichkeit. Der Wille dazu ist vorhanden. Von dieser Brüderlichkeit zeugt ein Wort, daß ein führender Mann im Geistesleben der katholischen Kirche an die evangelische Christenheit anlässlich des Kirchentages in Stuttgart schrieb: „... Daß Ihr evangelische Brüder nichts von dem Ernst des Glaubens nichts von der Aufgehobtheit Eurer Buße und der Strenge Eurer Wahrhaftigkeit preisgibt und daß Ihr Euch ausstreckt nach jeder Einsicht und jeder Gnade, mit der Euch Gottes Geist beschicken will, das ist unser letzter Wunsch an Euch.“ (P. Franz zu Löwenstein S. 7.)

Der erste Weg zur Brüderlichkeit wäre, daß wir wieder lernen auf einander zu hören, daß wir uns nicht in unser Konfessions-Ghetto zurückziehen und im übrigen tolerant über jene Toleranz allerdinge, die aus der Resignation kommt, ist ein trauriges und mildes Ideal. Was uns fehlt, ist daß wir uns einander noch besser kennen lernen.

Wenn die evangelische Kirche den 31. Oktober, den Tag des Thesenanschlag Luthers, dem Gedenken der Reformation widmet, bedeutet das nicht, daß sie dem „religiösen Genius“ Luthers aufs Neue ein Denkmal errichtet, sondern es ist ein erster Fragen: Was hat die Reformation uns heute noch zu sagen? Ist das Anliegen des Mönches von 1517 auch heute noch richtungweisend?

Er stand am Ausgang des Mittelalters, in einer Zeit, da dem forschenden Geiste des Menschen die Welt weit wurde. Kolumbus entdeckte Amerika, Kopernikus erkannte die Struktur des Weltalls, die neuere Buchdruckerkunst gab die Möglichkeit zu einem regeren Austausch im geistigen Leben. Der Mensch wurde groß. Er verlor das Maß seiner selbst. Es bahnte sich eine Entwicklung an, die über die französische Revolution bis in die Katastrophen des gottgelösten Menschen der Neuzeit führt. Mit dieser Bewegung hat sich die Reformation auseinandergesetzt. Es ging um die großen Fragen: Was ist der Mensch

und wie steht er zu Gott, und wer ist Gott und was tut er mit dem Menschen?

In der Klosterzelle zu Erfurt war über einen Mann die große Gottesfurcht gekommen. Durch Menschen mit erschrockenem Gewissen hat Gott von jeher seine großen Taten tun lassen. Was Luther erkannte, war dies: Trotz aller unserer Künste, unseres Wissens und guter Werke stehen wir immer mit leeren Händen vor Gott. „Wir sind Bettler, das ist wahr“, sind die letzten Worte, die seine Hand vor seinem Tode geschrieben hat. Es bleibt

den Menschen nur übrig, sich vor Gott zu Gott hinzuwenden, auf seine Gnade zu bauen und im Gehorsam zu bleiben. Im Grunde geht es also um ganz einfache Dinge. Alles Große ist einfach. Die Freiheit des Gottgelösten, absoluten Menschen führt in furchtbare Knechtschaft und Sklaverei, wofür uns unsere Zeit Anschauungsmaterial in Fülle gibt. „Die Freiheit eines Christenmenschen“, die aus letzter, tiefster Bindung an Gott und sein Wort kommt, führt, wenn sie recht verstanden ist, auch in die rechte Freiheit.



CHRISTLICH IST DAS ANTLITZ UNSERER HEIMAT

Noch trägt unsere Heimatflur ein christliches Gepräge. Unsere Städte leben und streben im Schatten der Kirchen und Dome, auf den Fluren begegnen wir dem Kreuz, jenem Zeichen, unter dem das Christentum seit den Tagen des Kaisers Konstantin kämpfte und stritt, zu dem sich Katholiken und Protestanten bekennen; ein Grund zur Hoffnung und Zuversicht am Reformationstag und am Feiertag Allerheiligen und Allerseelen: In diesem Zeichen sollen und werden wir stehen, wie alle jene, die uns als Kämpfer für den christlichen Glauben vorangegangen sind in die Ewigkeit. (Aufnahme: S. Lanterwasser)

DAS LETZTE GRAB

Erzählung von Wolf-Dieter Herzog

Mitten im pulsierenden Leben des kleinen Dorfes liegt der alte Friedhof mit seiner verwitterten Mauer und seinen Grabsteinen, auf die der Tod die Dorfchronik geschrieben hat, und wenn sich an den Sonntagen die Gemeinde in der Kirche versammelt, an die sich eng die Gräber schmiegen, oder wenn an den Werktagen im gegenüberliegenden Rathaus der Gemeinderat tagt oder auf dem Platz davor sich die Schuljugend tummelt, dann sind vielleicht auch sie dabei, die toten Ahnen und Urahren, wer weiß?

Trotzdem lag dieser Friedhof einst im Staben. Gewiß, eine sonderbare Art, über einen Friedhof zu reden, der vom Sterben lebt, aber was er nicht zum Verfallenen verdammt, da ihm der Boden fehlt, in den er die Dahingeraffenen betten konnte und die Menschen mit ihren Blumen und Kränzen hinauftragen auf den Hügel hinterm Dorf, wo seit mehr als drei Jahrzehnten die letzten Ruhestätten ausgehoben wurden?

Damals, als die Gemeinderäte das neue Totengelände auf dem Hügel absteckten, fürchteten sich die alten Leute nicht so sehr vor dem Tod als vor der für sie so unvorstellbaren Tatsache, daß sie einsam und verlassen, außerhalb der vertrauten Totengemeinschaft beigesetzt werden sollten. Der neue Friedhof war schon einige Wochen angelegt und wartete auf seinen ersten ewigen Gast. Ein idyllisches Stück Erde, im Schatten eines kleinen Tannenhalms, von dem man das

ganze Dorf überblicken konnte. Im Dorf erging man sich in Vermutungen darüber, wer wohl als erster Einzug halten würde, oben auf dem Hügel, und es schien, als habe das Schicksal die achtzigjährige Kreuzwirtin dazu auserkoren, die seit einem halben Jahr schwerkrank ans Bett gefesselt war und nur dank ihrer robusten Natur und eines gesunden Herzens die bisherigen Attacken des Todes überstanden hatte. Sie war schon zum dritten Male versehen worden und hatte jedesmal den Herrgott inbrünstig gebeten, er möge sie doch endlich zu sich rufen, damit sie noch auf dem letzten freien Plätzchen des alten Friedhofs beerdigt werden konnte. Doch das letzte Grab wurde ihr von einem toten Landstreicher streitig gemacht. Man fand ihn eines Morgens völlig erschöpft am Wegrand liegen, und bevor man ihn ins Spital der nächsten Stadt bringen konnte, verstarb er unter den Händen des schnell herbeigerufenen Dorfarztes. Die Kreuzwirtin ließ den Pfarrer rufen. „Mein Grab lasse ich mir nicht nehmen, schon gar nicht von einem Landstreicher“, schrie sie und der Pfarrer hatte Mühe, sie zu beruhigen und ihr zu versichern, daß man den Landstreicher natürlich oben auf dem neuen Friedhof beerdigen werde. Und so kam es, daß der neue Friedhof mit der Beerdigung eines Landstreichers eingeweiht und das letzte Grab des alten Friedhofs für die Kreuzwirtin reserviert wurde.

Um das Ende gleich vorwegzunehmen: Das letzte Grab des alten Friedhofs wurde nie

gegraben. Die Kreuzwirtin lebte noch zehn Jahre und ruht heute genau sieben Grabstätten unter der Stelle, an der damals der Landstreicher beigesetzt wurde. Vor ihr starben Kinder an Grippe und Lungenerkrankung, Mütter an Unfällen und Fehlgeburten, halbtote, lebensmüde Menschen, die freiwillig in den Tod gingen, und Männer im besten Alter, die der erste Weltkrieg dahinraffte. Sie aber, die sie ihm schon lange zugehört war, übersprang der wahllos erntende Tod. Abergläubische Menschen im Dorf behaupten, sie hätte so lange keine Ruhe gefunden, bis sie es aufgegeben hätte, damit zu rechnen, daß er sie bald erlösen würde. Andere sagten, es wäre eine Strafe dafür gewesen, daß sie dem Landstreicher ihr Grab nicht gegönnt hätte. Wir aber möchten fast annehmen, daß die schwergeprüfte Frau dem Warten des alten Friedhofs ein Ende bereiten wollte, indem sie in ihrem Testament bestimmte, daß das für sie bestimmte Grabstück leer bleiben und auf ihn eine Gedenktafel für Gefallene des ersten Weltkriegs errichtet werden sollte. Das Einverständnis der Verstorbenen voraussetzend hatte man dort vor zwei Jahren eine zweite und vieles größere Tafel aufgestellt. Und wenn Fremde auf der Hauptstraße an der alten Friedhofsmauer vorbeigehen, dann deuten sie erschreckt auf das leere Grabstück der Kreuzwirtin und flüstern: „Schaut — entsetzlich viel Namen für das kleine Dorf!“ Und deshalb meine ich, daß der alte Friedhof nicht verkümmern kann. Gehört doch das letzte Grab einer großen Schar von Ur- und Ururenkeln, die könnten sie nochmal nach Schulluß über den Rathausplatz stürmen, das Dorf erhitzen lassen würden von ihrem Geschrei, in dem einst soviel Leben mitleidig

Geheimnis der Religion

Sie ruht tief in unseren Herzen

Der griechische Dichter Kritis, der um das Jahr 400 v. Chr. gelebt hat, sucht in einem Fragment zu seiner Tragödie „Sisyphos“ eine Erklärung für das religiöse Gefühl, das er in sich vorfand und das für ihn ein Gefühl der Angst war. Der Mensch habe für sein stilles Handeln eines starken und zugleich drohenden Hinterhaltes bedürft und dazu sei in Urzeiten die Religion erfunden worden. Das religiöse Gefühl in der Menschheit sei nichts anderes, als das Urverlangen nach einem stillosen Halt.

„Ohne Zweifel ist es richtig, daß die Angst mit dem Wesen vieler Religionen zusammen hängt, daß auch die Angst das Tun der Menschen bestimmt“ schreibt Wolfram Buisman in seiner tiefgründigen „Einführung in das religiöse Leben der Menschheit“, die unter dem Titel „Du und die Religion“ im Deutschen Verlag, Berlin, erschienen ist. „Wir wissen aus unserer Kindheit — schreibt der Verfasser —, daß wir aus Angst vor Strafe manches unterließen, was wir gern getan hätten. Es gibt aber Religionen, in denen das Handeln des Menschen aus anderen Gründen, z. B. aus Liebe oder Dankbarkeit erfolgt. Das wäre dann auf diese Weise nicht mehr zu erklären. Ferner ist zu bemerken, daß nicht nur religiöse, sondern auch philosophische oder politische Überzeugungen ein bestimmtes Handeln nach sich ziehen. Niemand würde folgern, daß solche Lehren oder Systeme allein deshalb erfunden wurden, um ein bestimmtes Handeln der Menschen zu bewirken. Der Dichter Kritis und alle, die ihm bis in die Gegenwart nachsprechen, haben es sich gar zu leicht gemacht. Man verwechselt Wirkung und Ursache.“

Ähnlich verhält es sich mit einem zweiten Erklärungsversuch. Der Mensch habe das Bedürfnis gehabt, die Rätsel der Natur zu deuten. Naturwissenschaftliche Kenntnisse, über die wir heute in vielen Fällen verfügen, hatte er nicht. Lag es da nicht nahe, besonders bei solchen Erscheinungen, die sich der Macht und dem Einfluß der Menschen entzogen, übermenschliche Mächte und Gewalten anzunehmen? Ernst Haeckel, dessen Buch „Die Weltrise“ um die Jahrhundertwende einen großen Einfluß ausübte, meinte daher, die Religion der Naturvölker auf eine einfache Urquelle, nämlich in dem Suchen nach Erklärungen unbekannter Erscheinungen durch Auffinden ihrer Ursachen zurückführen zu können. Aus solchem Bemühen seien jene religiösen Mythen, d. h. Erzählungen von Göttern und deren Handeln bei der Erschaffung der Welt entstanden, die wir in vielen Religionen finden. So sei es überhaupt zu den Religionen und ihren Anschauungen und Lehren gekommen, damit zugleich zu jenem religiösen Gefühl, sich von übermenschlichen und überirdischen Mächten und Gewalten abhängig zu wissen.“

Buisman teilt nicht die Ansicht Haeckels, die zu der Schlussfolgerung führen müßte, die Religion sei eine Erfindung der Menschen: „Eine Auffassung wie sie Haeckel vertrat, wird nur dort Anklang finden, wo man übersieht wie zeitbedingt naturwissenschaftliche Deutung ist und wie sehr alle menschliche Erkenntnis Stückwerk bleibt. Die heutige naturwissenschaftliche Forschung ist vorsichtiger und bescheidener. Sie weiß, daß über ihrem Forschen das große „Ignorabimus“ (wir werden nicht wissen) steht, und ist weit davon entfernt, das religiöse Gefühl lediglich als eine Selbsttäuschung des Menschen anzusehen. Ein so großer Naturwissenschaftler wie der Physiker und Nobelpreisträger Max Planck bekenn: „Religion und Naturwissenschaft begegnen sich in der Frage nach der Existenz und nach dem Wesen einer höchsten über die Welt regierenden Macht, und hier werden die Antworten, die sie beide darauf haben, wenigstens bis zu einem gewissen Grade miteinander vergleichbar. Sie sind keineswegs im Widerspruch miteinander, sondern sie lauten übereinstimmend dahin, daß erstens eine von den Menschen unabhängige, vernünftige Weltordnung existiert, und daß zweitens das Wesen dieser Weltordnung niemals direkt erkennbar ist, sondern nur indirekt erfährt, bzw. geahnt werden kann.“

Wolfram Buisman weist auch den dritten Versuch, die Religion als Erfindung des Menschen hinzustellen, in dem sie seine Furcht, vor allem vor dem Tode, betont, zurück, indem er schreibt: „Wäre wirklich die Furcht vor dem Tode die Ursache für die Erfindung der Religion, dann müßte in allen Religionen der Unsterblichkeitsglaube das hervorstechendste Merkmal sein. Das ist durchaus nicht der Fall. Es gibt vielmehr eine ganze Anzahl Religionen, besonders unter den primitiven Völkern, in denen der einzelne Mensch und damit persönliche Wünsche und Hoffnungen keine Rolle spielen. Andere Religionen, wie z. B. der Buddhismus, richten sich radikal gegen alle Wünsche und Begierden des Menschen. Ihr Hauptübungen geht darauf, die natürlichen Neigungen zum Erlischen zu bringen. Das aber bedeutet, daß sich dieser dritte Versuch, die Religion als eine Erfindung des Menschen zu erklären, scheitert.“

Des Autors Antwort auf die Frage, wie man denn die Entstehung des religiösen Gefühls erklären solle, lautet kurz und einfach: „Gar nicht!“ Jeder Mensch findet das religiöse Gefühl in sich vor.

Somit ist die vom Christentum aufgestellte Behauptung, daß die Religion auf eine Uroffenbarung Gottes zurückzuführen sei, für alle gläubigen Menschen Trost, Kraft und Zuversicht.

Die Sonne war schuld

Warum der Wetterbericht so oft versagte - Fliegende Laboratorien lösten die Rätsel

In den letzten Monaten war es manchmal zum Verzweifeln: Hatten die Meteorologen schönes Wetter prophezeit, dann begann es in Strömen zu regnen. Die Wetterforscher, im Zentralamt von Bad Kissingen, die im Durchschnitt eine Genauigkeit der Wettervorhersage von 85 Prozent erreichten, standen selbst vor einem Rätsel, wenn ihnen ihre jahrzehntelangen Erfahrungen an manchen Tagen gar nichts nützten, wenn sie wütende Anrufe und böse Zuschriften bekamen.

Ein typisches Beispiel war die letzte Februarwoche dieses Jahres. Von heute aus gesehen, war es ein Glücksfall, daß der Wetterbericht damals nicht stimmte. Solche Irrtümer werden natürlich sorgfältig eingetragene und nachträglich untersucht. Professor Dr. Scherhag verglich später alle Beobachtungsergebnisse in der Hoffnung, einen Fehler für die Berechnungen zu finden. Da fiel ihm in einer Tabelle der Berliner Stratosphären-Station auf, daß am 23. Februar in einer Höhe von 36 km nur 12 Grad Kälte gemessen worden waren. Gewöhnlich herrschen in dieser Höhe 30 bis 60 Grad Kälte.

Als die Tabellen jetzt sorgfältig kontrolliert wurden, stellte man auch an einigen anderen Tagen solche unerwarteten Wärmeentwicklungen in den oberen Schichten der Stratosphäre fest. Eine Ursache dafür konnte noch nicht angegeben werden, denn über Berlin steigen erst seit dem Frühjahr 1951 täglich regelmäßig Stratosphärenballone bis in Höhen von 36 Kilometer auf. Sie sind mit den modernsten Meßgeräten ausgerüstet, zum Beispiel mit neuen amerikanischen Radiosonden.

Die weiteren Nachforschungen ergaben, daß die Wetterberichte nicht stimmten, wenn kurz zuvor die höheren Luftschichten aufgeheizt worden waren. Als Heizquelle kam natürlich nur die Sonne in Frage. Wenn sich auf der Sonne Flecken oder Eruptionen zeigen, die auf schwere magnetische Stürme hinweisen, dann verändert sich auch das Magnetfeld der Erde. Der Erdmagnetismus wird vom Observatorium Wingst bei Cuxhaven regelmäßig kontrolliert. Bei dieser Forschungsstelle fragten die Meteorologen an, ob am 23. Februar und den anderen verdächtigen Tagen das magnetische Feld der Erde außergewöhnliche Veränderungen gezeigt hatte. Ihre Vermutung wurde tatsächlich bestätigt. Am Abend des 23. Februar hatte ein starker elektromagnetischer Sturm eingesetzt.

Diese Vorgänge auf der Sonne hatten offenbar heftige Strahlenschauer zur Folge, die zum größten Teil wohl in den oberen Luftschichten abgefangen wurden. Wahrscheinlich setzte ihre Energie dort in Wärme um. Die Berliner Ballone haben nun zum erstenmal den Beweis erbracht, daß Sonnenflecken und Eruptionen auf der Sonne das Wetter beeinflussen. Einige Forscher hatten schon früher auf diese Folge der Sonnenflecken hingewiesen, aber sie wurden von der exakten Wissenschaft nicht anerkannt, weil sie ihre Vermutungen nicht mit beobachteten Tatsachen belegen konnten.

Was dann aber in den Luftschichten passiert, wie sich die Erwärmung der Höhenluft auf den weiteren Verlauf des Wetters auswirkt, ist vorerst noch nicht bekannt. Wenn jedoch die Ursache gefunden ist, liegt die Richtung für weitere Forschungen fest. Man wird den Meteorologen weniger böse sein, wenn sie künftig ihren Prognosen an solchen kritischen Tagen hinzufügen, daß die Vorhersage nur unter Vorbehalt gemacht werden könne, weil Störungen auf der Sonne den tatsächlichen Verlauf des Wetters entscheidend verändern können. (fp)

Eine „Treuhändergesellschaft der Vertriebenen mit beschränkter Haftung“ ist in Bonn gegründet worden. Sie wird sich mit der Planung, Errichtung und Sanierung von Betrieben und Unternehmungen von Vertriebenen und Flüchtlingen beschäftigen. Das Stammkapital der Gesellschaft beträgt 100 000 DM. Zum Geschäftsführer wurde Bankdirektor a. D. Ludwig Hinz bestellt.

Aus der christlichen Welt

Wiedervereinigung Vatikan-Moskau?

Ein Interview mit Kardinal Frings
„Es ist wohl zu begreifen, daß der III. Stuhl eine Rückkehr der russischen Kirche und eine Wiedervereinigung mit Rom keineswegs für unmöglich hält und daß allenthalben Vorbereitungen getroffen werden für eine friedliche Wiedervereinigung in dem Augenblick, wo die göttliche Vorsehung für die Verwirklichung

solch weittragender Pläne die Voraussetzung eintreten läßt.“ Diese Feststellungen traf der Kölner Erzbischof Kardinal Josef Frings in einem Interview mit United Press. Er ging dabei von der Encyclica Papst Plus XII. aus, die dieser am 7. Juli 1952 an „alle Völker Russlands“ gerichtet hatte, und in der er dabei noch einmal unterstrich, daß er niemals den Ausbruch des Krieges gegen die Russen im Jahre 1941 habe gutheißen wollen.

„In der Tat bestehen in Glaubensfragen zwischen der römisch-katholischen Kirche und der sogenannten russisch-orthodoxen Kirche nur geringe Unterschiede“, sagte Kardinal Frings. Zu den praktischen Anfängen der Wiedervereinigung gehören nach den Ausführungen des Kardinals die Gründung des „Russicum“ in Rom, in dem junge Russen auf die Priesterweihe vorbereitet werden.

Gegen die Flut der Militärfilme

Kirchliche Filmstage - Es geht um die Wahrhaftigkeit

Persönlichkeiten der beiden Kirchen setzten sich in Düsseldorf während der jetzt abgeschlossenen „Kirchlichen Filmstage“ der evangelischen und katholischen Kirche kritisch mit der Filmproduktion auseinander. Präses D. Held von der Evangelischen Kirche im Rheinland wandte sich in seinen Ausführungen gegen die Flut der Militärfilme und betonte, man dürfe aus dem Blut- und Lebensopfer von sechs Millionen Menschen keine Kassenerfolge machen. Angesichts der Fülle von „Burlesken und abgeschmackten Schwänken“, die heute das deutsche Volk wieder mit dem Soldatenleben vertraut machen sollten, müsse dies mit Ernst ausgesprochen werden. „Wir verbiten es uns“, so betonte er, „daß man uns auf solche Weise an die Lebensfragen des deutschen Volkes heranzuführen versucht.“ Präses Held regte die Gründung eines gemeinsamen evangelisch-katholischen Filmbeobachtungsorgans an, der dabei helfen soll, gute Filme durchzusetzen.

Der Filmbauftrag der Evangelischen Kirche in Deutschland, Pfarrer Werner Heß, Frankfurt, wandte sich gegen die Praxis der Filmindustrie, jeweils ein bestimmtes Thema in „gebündelten Angeboten zu Tode zu fetzen“. Der einzelne Film könne mit seiner Freigabe durch die freiwillige Selbstkontrolle keineswegs schon zu einem „empfohlenen Film“ werden, was sich im Einzelfall als „harmloser Blödsinn“ präsentieren könne in der Hoffnung durchaus seine Harmlosigkeit verlieren.

Der katholische Universitätsprofessor Dr. Dr. Schöllgen, Bonn, wies auf die große Gefahr hin, daß der Film mit seiner magischen Wirkung den Menschen in der Versuchung unterstütze, sich eine Schein- und Traumwelt zu schaffen. Er forderte den „wahrhaften“ Film, in dem sich durchaus die Gebrochenheit der Menschheit spiegeln könnte.

Die Einheit der Kirche

Generalversammlung des Evang. Bundes

Mit einem Vortrag „Das christliche Abendland und unsere evangelische Verantwortung“ von Pfarrer Sucker, Leiter des Konfessionskundlichen Instituts in Bensheim, fand die 45. Generalversammlung des Evangelischen Bundes in Bielefeld ihren Abschluß. Ausgehend von der Ansicht eines hervorragenden Vertreters des deutschen Katholizismus, der den Raum des christlichen Abendlandes durch das Dreieck Rom-Paris-Köln bestimmt sein ließ und für diese Auffassung

zitate aus Schriften von Alfred v. Martin, Jacques Maritain, Elisabeth Langgässer u. a. anführte, wandte sich Pfarrer Sucker gegen eine solche Begrenzung. Auch das katholische Christentum bilde in jenem Raum eine Minorität, da in Frankreich wie in Italien der antichristliche Kommunismus viele Anhänger habe. Außerdem sei dieses Abendland, das der Katholizismus auszusagen als das „Hochplateau“ der abendländischen Geschichte ansehe, das Abendland des 13. Jahrhunderts und entspreche nicht mehr der Wirklichkeit. Heute gehe es um den Raum Europa, der zwischen von Wittenberg und Genf als Zentren des reformatorischen Christentums mitgeformt sei. Der evangelische Christ könne seine Verantwortung für dieses Europa niemals preisgeben.

Der westfälische Präses Dr. Wilm unterstrich die gemeinsame Verantwortung der beiden Konfessionen für die Zukunft des Christentums. Er erinnerte an das Zusammenstehen evangelischer und katholischer Kirchenmänner unter dem Nationalsozialismus und erklärte, jede Kirche solle in dem spannungsvollen Verhältnis der Gegenwart der anderen Kirche die Freiheit lassen, nach ihrem Verständnis des Evangeliums zu leben und tätig zu sein. Beide Konfessionen hätten in christlicher Solidarität manche Aufgabe auf sozialem, karitativen und kulturellem Gebiet gemeinsam angefaßt, andererseits werde durch Mißverständnisse, zweites Tausend bei Konversionen und Ansprüche in der Stellenbesetzung das Verhältnis der Konfessionen zu beider Schaden belastet.

153 Methodistenprediger in Deutschland

Aus einer neuen Liste der Arbeitsfelder und Prediger der Methodistenkirche in Deutschland ergibt sich, daß zur Zeit im Bereich der Süddeutschen Konferenz (Nürnberg und Stuttgarter Distrikt) 92 Prediger und Gehilfen, im Bereich der Nordwestdeutschen Konferenz (Hamburger und Bremer Distrikt) 38 und der Nordostdeutschen Konferenz 23 Prediger und Gehilfen tätig sind.

Theologische Kommission des Weltbundes

Nach Mitteilung des Generalsekretärs des Lutherischen Weltbundes wurden folgende fünf bekannte Theologen durch den Präsidenten des Weltbundes, Bischof D. Lillie (Hannover), zu Mitgliedern der Theologischen Kommission ernannt, deren Bildung auf der Weltbundtagung in Hannover beschlossen war. Prof. Regin Preuter, Aarhus (Dänemark), dem die Einberufung der ersten Sitzung obliegt, Bischof Anders Nygren, Lund (Schweden), Prof. Werner Eiert, Erlangen, Prof. Teilo Kantonen, Springfield (USA), und Prof. Peter Brunner, Heidelberg. Zu den Aufgaben der Kommission gehört die Überprüfung der in Hannover geleisteten theologischen Arbeit, die Vorbereitung weiterer theologischer Studien und die Beratung der ebenfalls in Hannover gegründeten Theologischen Abteilung des Lutherischen Weltbundes, die ihre Arbeit im nächsten Jahr aufnehmen soll.

Kirchliche Filmstage in Düsseldorf

Die erstmals seit Bestehen der kirchlichen Filmarbeit von der katholischen Filmstage und der evangelischen Filmstage gemeinsam durchgeführten Kirchlichen Filmstage in Düsseldorf wurden mit der öffentlichen Aufführung der Filme „In Frieden leben“ und „Wenn Eltern schweigen“ eröffnet. Ferner gelangten die Filme „Gott braucht Menschen“ und „Sag über das Dunkel“ zur Aufführung. Durch die Ausgabe von Testkarten an die Besucher der Filmvorführungen soll versucht werden, Aufschluß über die Einstellung des Publikums zu den gezeigten Filmen zu erhalten. Die Karten enthalten folgende Fragen: 1. Welche Szene dieses Films hat Sie am stärksten beeindruckt? 2. Würden Sie diesen Film Ihren Bekannten empfehlen? 3. Was hat Ihnen in diesem Film nicht gefallen? 4. Glauben Sie daß dieser Film in Deutschland einen schlechten — durchschnittlichen — guten Kassenerfolg hat? 5. Wie oft geben sie monatlich ins Kino?

900 Jahre Papstgrab im Bamberger Dom

Es sind nun 900 Jahre her, daß die Gebeine von Papst Clemens II. im Petersdom der Bamberger Doms beigesetzt wurden. Papst Leo IX., der Heilige, kam im Oktober 1052 selbst nach Bamberg, um die sterblichen Überreste Clemens II., des ehemaligen Bamberger Fürstbischofs Suldeger, seinem letzter Willen entsprechend in die Heimat zu bringen. In Anwesenheit Kaiser Heinrichs III. und zahlreicher Erzbischöfe und Bischöfe hielt er am 18. Oktober 1052 in Bamberg eine Synode, auf der er die Gründungsurkunde und die Privilegien des Bamberger Bistums bestätigte. Unter Fürstbischof Eckbert von Andechs (1203 bis 1237) wurde das Papstgrab neugestaltet und die Statue des Papstes, die sich ursprünglich auf dem Sarkophag befand im nördlichen Seitenschiff aufgestellt. Nach der Beschädigung des Grabes im Dreißigjährigen Krieg wurde es 1650 in seiner heutigen einfachen Form wieder hergestellt.

Jubiläum der Gregorianischen Universität

Die Päpstliche Gregorianische Universität in Rom begeht in diesem Jahr ihr 400jähriges Jubiläum. Sie wurde auf Betreiben von Ignatius von Loyola und Franz von Borgia durch eine Bulle von Papst Julius III. 1552 gegründet und dient der Ausbildung von Priestern. Papst Pius XII. will persönlich an der Jubiläumfeier teilnehmen, da er selbst in seiner Jugend an der Universität studiert hat. Die Leitung der Gregorianischen Universität liegt in Händen der Gesellschaft Jesu. Zur Zeit zählt sie 2350 Studenten aus 64 verschiedenen Staaten und 80 Ordensgenossen.

Ein neuer Mittelwellen-Super für den Volkswagen

Einen robusten und in der Konstruktion vorbildlichen Autosuper, in dem das Empfangsgerät und Lautsprecher vereint sind haben die Hauptwerk-Werke unter der Bezeichnung Autosuper A 5) EM neu herausgebracht. Die äußeren Abmessungen des speziell für den Volkswagen geschaffenen Gerätes betragen 155x306x194 mm, während der Stromversorgungsstell, der unter der Motorhaube untergebracht wird, mit 240x135x75 mm bemessen wurde. Der 6-Kreis-Empfänger ist mit 4 Röhren (7 Funktionen), und zwar mit zwei Rimlockröhren ECH 42 (Mischstufe), EAF 12 (ZF-Verstärker- und ZF-Gleichrichterstufe), EAF 42 (NF-Verstärkerstufe), EL 41 (Endstufe) und dem Trockengleichrichter 2s250 V 30 mA im Gegenakt bestückt. Die Stromaufnahme beläuft sich bei 6 V auf 4 A, bei 12 V auf 2,2 A und der Stromverbrauch auf etwa 35 Watt. Das Gerät besitzt eine Anschlußbuchse für einen Zusatzlautsprecher, der z. B. im Freien Verwendung finden kann. Die mit Zahlen-versehene Linear-Skala ist beleuchtet, wodurch das Einstellen der Sender auch bei Nacht erleichtert wird.

Der im Ton hervorragende Super mit zweistufiger Tonblende für Sprache und Musik ist mit einer auf 3 Röhren wirkenden Schwundregelung ausgestattet und für den Empfang auf der Mittelwelle 185 bis 579 m eingerichtet. Er eignet sich, wenn er mit einer besonderen Frontplatte verwendet wird, auch für den Einbau in das Armaturenbrett des „Goliath 3P 700“.

Daß ein derartiger Autosuper, der dem Autofahrer die oft langen und ermüdenden Reisen verschont, betriebssicher sein muß und vor dem Verlassen der Fabrik auf Spezialschüttel- und Rüttelmaschinen überprüft wird, um sämtliche Fehlerquellen auszuschalten, versteht sich von selbst. Denn gerade Empfänger, die in Fahrzeugen Verwendung finden, müssen auch den heftigsten Stößen und Erschütterungen widerstehen und auch gegenüber den kritischen Schwingungen des Fahrzeugmotors unempfindlich sein.



VON ANITA HUNTER
Copyright by Hamann-Meyerpress
durch Verlag v. Graberg & Görtz, Wiesbaden
(16. Fortsetzung)

„Wer einmal hier war, will immer wieder hierher zurück. Die Insel geht einem ins Blut, die Insel — und die Menschen hier!“
Ihr Blick suchte Fürst Drjona, aber sie fand ihn nicht.
„Seltsam“, sagte Stefan Salto, „ich kann mir nicht vorstellen, daß ein Mensch, der in England aufgewachsen ist, sich hier im Pazifik zu Hause fühlen kann.“
„Warum nicht? Estelle konnte es doch auch.“
„Estelle? Wer ist das?“
„Die Mutter des kleinen Fürsten Matua, die Gattin von Fürst Pradajok. Sie war meine Schulfreundin. Wir waren unzertrennlich in London, man nannte uns die Zwillinge. Wir sahen einander wirklich ähnlich, hatten das gleiche rote Haar, aber Estelle war schöner als ich.“

„Sie sind sehr schön, Miss Hartcliffe.“
„Oh, ich fische nicht nach Komplimenten! Ja, Estelle lernte den Fürsten Pradajok an der Riviera kennen. Der Fürst war sehr europäisch eingestellt, sprach perfekt englisch und hatte sogar ein paar Jahre in Oxford studiert. Aber er sah nicht so gut aus wie sein Bruder Drjona, er war auch bedeutend älter. Ich glaube, die beiden sind Halbbrüder. Auf jeden Fall verliebte er sich auf den ersten Blick in Estelle und er nahm sie als seine Gattin mit nach Pita-Paga. In England erweckte diese Heirat einiges Aufsehen — Sie wissen ja, die Engländer sind alle Snobs! Aber das Fürstengeschlecht hier ist bedeutend älter als alle Fürstengeschlechter in Europa zusammen.“
Stefan Salto schüttelte den Kopf: „Ich bin kein Snob — aber ich finde doch, daß sich

fremde Rassen nicht miteinander verbinden sollten, es kommt nichts Gutes dabei heraus! War Ihre Freundin glücklich?“
Barbara Hartcliffe ließ die Zigarette aufglühen, sie antwortete nicht sofort, dann sagte sie leise:
„Glücklich? Sicherlich! Sie hatte ja alles, was sie wollte: Macht, Reichtum, ein Kind — Sie liebte hier auf der paradiesischen Insel. Vielleicht hat sie sich manchmal einsam gefühlt und als der kleine Matua ein Jahr alt war, ließ sie mich kommen. Sie wollte gerne, daß ihr Kind von einer Engländerin erzogen würde.“

„Was sagte ihr Mann, Fürst Pradajok, dazu? Ich habe den Eindruck, daß Fürst Drjona nicht sehr englandfreundlich ist.“
„Fürst Pradajok war anders, er tat alles, was Estelle wünschte. Aber vielleicht deshalb — Sie brach ab und griff nervös nach einer neuen Zigarette als Stefan Salto sie entzündete. Fuhr sie fort: „Ja, vielleicht wäre es besser gewesen, wenn Fürst Pradajok nicht immer in allem nachgegeben hätte. Ich glaube, Estelle verachtete ihn deshalb ein wenig. Frauen wollen spüren, daß der Mann einen Willen hat, daß er herrscht und beherrscht. Deshalb —“ wieder zögerte sie einen Moment, — deshalb fühlte sie sich sehr zu Fürst Drjona hingezogen.“
„Und der Fürst, ich meine Fürst Drjona, war auch er —“

Wieder lächelte Barbara Hartcliffe, und ihre bernsteinfarbenen Augen glimmerten:
„Wahrscheinlich hat es ihm gefallen! Männer sind immer eitel. Die meisten jedenfalls. Ich weiß es nicht — und ich will nicht darüber sprechen. Estelle ist tot. Die Eingeborenen sagen, die Dämonen haben sie geholt. Man möchte sie nicht gerne leiden, sie war für die Menschen hier immer die Fremde, obwohl man sie natürlich als regierende Fürstin respektierte. Fürst Pradajok führte selbst die Maschine, mit der sie abtöteten. Vielleicht hat er den Tod gesucht —“

„Vielleicht“, sagte Stefan Salto nachdenklich, „da sehen Sie, wie recht ich doch habe. Orient und Okzident passen nicht zueinander!“
„Doch!“ sagte Barbara Hartcliffe heftig. „Doch, doch, alles ist nur Geschwätz und Gerede. Kommen Sie, wir wollen tanzen — Sie tanzen doch, Doktor Salto?“
Die Kapelle der Eingeborenen war durch eine moderne Tanzkapelle ersetzt worden. Ein Bombeklang auf Stefan Salto schüttelte den Kopf: „Das kann ich nicht tanzen, ich glaube — ich bin schrecklich unmodern auf diesem Gebiet. Auf Samoa und damals, während des Krieges, war ich in Indien stationiert, in einem großen Krankenhaus. Damals haben wir getanzt — mit den Schwestern — aber Rumba gab es wohl noch nicht. Ich bedauere, Miss Barbara —“
„Kommen Sie, Miss Barbara, dann wollen wir Doktor Salto einmal zeigen, wie man Rumba tanzt —“
Fürst Drjona stand plötzlich vor ihnen, er verneigte sich vor Barbara, willenlos ließ er sich in seine Arme gleiten.
Es war ein wunderbares Paar, beide groß und schlank. Die rotblonde Frau im mandolinenfarbenen Seidenkleid und der dunkelhaarige, bronzehäutige Fürst mit dem edelgeschnittenen Zügen und den seltsam grünblauen Augen. Sie hatten beide den Rhythmus im Blut, sie bewegten sich lautlos, geschmeidig. Sie folgte jeder seiner Bewegungen, auf jede Nuance ging sie ein.
Kein anderer tanzte, keiner konnte sich mit den beiden messen. Als die Musik geendet hatte, klatschten alle Beifall. Der Fürst küßte Barbara Hartcliffe die Hand, er murmelte leise etwas, das keiner verstehen konnte. Ein Rot stieg in Barbaras bleiche Wangen, einen Moment lang schloß sie die Augen, als blende sie ein Blitz. Sie wagte kaum zu glauben, sie mußte sich gelächelt haben. Was hatte Fürst Drjona gesagt? „Bald, Barbara, bald ist die Zeit reif —“
Was meinte er? Sie fühlte, daß ihre Glieder zitterten, sie konnte sich kaum aufrecht halten. Doch niemand schien es zu bemerken.
Niemand? Caritas blaue Augen wanderten aufmerksam von einem zum anderen. Sie blickte über die dunklen Palmenkronen des

Gartens hinweg. Ganz in der Ferne schimmerte ein rötliches Licht, wie ein Auge. Sie wußte, wo dieses Licht herkam, sie konnte sogar im hellen Mondlicht die Konturen des kleinen Pavillons sehen. Und in diesem Haus brannte das Licht, es leuchtete für eine einsame junge Frau, für Radana. Vielleicht hörte sie die Musik, vielleicht grub sie den Kopf in die Kissen und weinte.

Carita sah, daß Fürst Drjona ins Haus ging. Einen ganz kleinen Moment zögerte sie, aber dann stand sie auf und folgte ihm.

„Wohin, Carita?“, fragte Reverend McGuire, „wir müssen bald aufbrechen.“
Sie winkte ihrem Vater freundlich zu: „Ich muß noch etwas erledigen, Pop, es dauert nicht lange.“

Fürst Drjona beugte sich über die Schublade seines Schreibtisches, er suchte ein Dokument, das er Mr. Smith zeigen wollte.

Er blickte nicht auf, als er die Tür des Zimmers gehen hörte.
„Hebelt!“
Er fuhr herum.
„Miss Carita!“

Grenzenloser Staunen lag in seiner Stimme. Er erhob sich kam auf sie zu und schob ihr einen bequemen Sessel zu.

„Was kann ich für Sie tun, kleine Carita? Aber nein, das darf ich wohl nicht sagen, Sie sind ja erwachsen jetzt —“

„Sie haben mich gekannt, als ich noch nicht laufen konnte. Hebelt!“ lächelte Carita, aber ihre Augen lächelten nicht, und ihre Stimme klang dunkel und ernst.

„Sie sind schön geworden, kleine Carita, wunderschön! Keiner kann sich heute Abend mit Ihnen messen!“
Sie tuckte die Achseln.

„Hebelt! Ich bin nicht hierher gekommen, dies zu hören —“
„Warum nicht?“ fragte der Fürst und griff nach ihrer Hand aber sie zog sie heftig zurück:
„Fürst Drjona, ich bin hierhergekommen, um über die Fürstin zu sprechen, über die Fürstin Radana!“

(Fortsetzung folgt)